

ls der Homo sapiens Karsten Reise zum ersten Mal einer Pazifischen Auster begegnete, ahnte er schon, dass dieses Exemplar nicht sein letzter Fund bleiben würde. Er stand barfuß im Watt, hinter ihm Sylt, vor ihm Dänemark, zu seinen Füßen die Auster. Sie war klein wie sein Zeigefinger und hatte sich an einer Miesmuschel festgekrallt. Sollte er sie töten? Aufbrechen und ausschlürfen? Mitnehmen als Beweisstück?

Karsten Reise wusste, dass diese Austernart normalerweise in Japan zu Hause ist. Er hatte einen Verdacht, wie sie hierhergekommen war. Doch was dann passierte, hätte er sich in seinen düstersten Fantasien bietsfremde Pflanzen- und Tierarten, die nicht ausmalen können.

An einem Dienstag im April dieses Jahres zieht Karsten Reise sich Gummistiefel und eine Regenjacke an, überquert den Deich im Norden und folgt dem ablaufenden Wasser bis zu jener Stelle, wo er im August 1991 seine erste Auster entdeckt hatte. Er muss aufpassen, dass er nicht stolpert. Denn wo damals Sand und Miesmuscheln waren, macht sich heute ein Teppich aus Pazifischen Austern breit. Ineinander verkeilte klobige Brocken mit Kanten, so scharf wie Rasierklingen. Crassostrea gigas heißt das Tier auf Lateinisch, gigas für riesig. Reise klaubt ein Exemplar vom Boden auf, groß wie sein Fuß, besiedelt von Algen, Seeschnecken, einem Seeigel und einigen Miesmuscheln. Er sagt: »Ich bin in gewisser Weise sauer. Ich kenne die Leute, die sie nach Deutschland geholt haben.«

Für den Menschen Karsten Reise ist die Pazifische Auster ein Ärgernis. Seit vierzig Jahren lebt er in List auf Sylt, er liebt die Natur, aber seit zehn Jahren kann er an vielen Orten im Watt nicht mehr barfuß laufen. An den Kanten der Auster würde er sich die Fußsohlen aufschlitzen. Für den Forscher Karsten Reise jedoch war Crassostrea gigas ein Glücksfall. Den Fund von 1991 nahm er mit ins Institut und klebte die Schale auf ein wissenschaftliches Poster. Von nun an begleitete das Tier seine Karriere, seine Frau nennt die Pazifische Auster heute sein Haustier. Jahrelang leitete Reise die Zweigstelle des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung (AWI) in List. Er hat dort immer noch ein Büro, mit Blick auf die Dünen, wenige Menschen

der Pazifischen Auster konnte er live miterleben, wie eine eingeschleppte Art ein Ökosystem besetzt, ausgerechnet Europas größten Nationalpark. Fischer reden von einer Seuche, im Nationalparkamt in Husum spricht man vom »Sündenfall«.

Denn es geht nicht nur um Tausende von Touristen, die jetzt auf Wattwanderungen besser Gummistiefel tragen sollten. Es geht darum, dass Arten aus anderen Regionen der Welt ganze Ökosysteme aufmischen können. In Australien haben Kaninchen, Katzen und Ziegen den halben Kontinent umgekrempelt, nachdem Europäer die Tiere im 18. Jahrhundert mitgebracht hatten.

In Europa zählen Forscher 12000 gedurch den Menschen eingeschleppt wurden, seit Kolumbus Ende des 15. Jahrhunderts über den Atlantik segelte. Von ihnen gelten 10 bis 15 Prozent als invasiv, bedrohen also die Artenvielfalt oder die Land-, Forst- oder Seewirtschaft. Zu ihnen zählt die Pazifische Auster. Sie macht sich gerne dort breit, wo sonst Miesmuscheln wachsen. Ihre Schale ist so hart, dass Seevögel wie die Eiderente oder der Austernfischer sie nicht knacken können. Sie müssen nun anderswo nach Nahrung suchen.

Egal, könnte man sagen, die Natur verändert sich halt. Aber da ist noch etwas anderes, ein unheimlicher Gedanke, den Artenforscher seit einigen Jahren in ihren Fachzeitschriften diskutieren, mehr eine Ahnung als eine Gewissheit, eine düstere Zukunftserzählung, von der noch niemand weiß, wie sie für die Spezies Mensch enden wird. Es geht um das sechste Massenaussterben der Erdgeschichte.

Fünfmal während der Erdgeschichte ist ein Großteil aller Arten auf dem Globus ausgestorben, verursacht durch Klimawandel oder Veränderungen der Atmosphäre. Big Five heißen diese Teil-Apokalypsen. Das jüngste Ereignis löste vor 65 Millionen Jahren ein Meteorit aus. Mehr als drei Viertel aller Arten sind damals wohl ausgestorben, prominenteste Opfer: die Dinosaurier. Und heute stehen wir womöglich am Beginn des sechsten Massenaussterbens, ausgelöst durch jene Art, die sich für die intelligenteste von allen hält: Homo sapiens. Der Mensch zerstört vielerorts den Lebensraum von Tieren und Pflanzen. Und er transportiert Arten in jeden Winkel der Welt, wo sie kennen das Wattenmeer so gut wie er. An heimische Arten verdrängen. Die große Frage ist, ob unsere Spezies damit ihrem eigenen Aussterben den Weg bereitet.

Die Menschheit sei viel zu sehr auf den Klimawandel fokussiert, klagte der berühmte Soziobiologe Edward Wilson Ende März auf einer Konferenz in Kalifornien. Ieder wisse, dass eine globale Erwärmung von mehr als zwei Grad gegenüber vorindustriellen Zeiten gefährliche Konsequenzen haben könne. Was die wenigsten wüssten: Einen vergleichbaren tipping point gebe es auch beim Artensterben.

Auf dem Planeten Erde existieren rund zehn Millionen Arten von Algen, Tieren, Pflanzen und Pilzen, schätzt Wilson. Es ist eine Hochrechnung, denn die meisten sind noch gar nicht entdeckt. Bevor Menschen den Globus bevölkerten, verschwanden nach groben Schätzungen ungefähr zehn Arten pro Jahr. Heute stürben tausend bis zehntausend Arten pro Jahr aus, sagt Wilson, und die Rate beschleunige sich. Irgendwo zwischen zehntausend und hunderttausend liege die Schwelle, ab der es gefährlich werde. Dann würden Ökosysteme kollabieren. Und zu diesen Ökosystemen gehört der Mensch mitsamt den Pflanzen und Tieren, von denen er sich ernährt.

Die Globalisierung der Arten ist weniger sichtbar als das Abholzen des Regenwaldes, aber deshalb nicht harmloser. Für Edward Wilson steht die Bedrohung durch invasive Arten gleich an zweiter Stelle hinter dem Verlust von Lebensraum. Viele von ihnen sind als blinde Passagiere im Gepäck des Menschen eingereist, etwa im Ballastwasser von Schiffen. Manche werden aber auch bewusst eingeführt. Das Absurde ist: Die Pazifische Auster kam im Auftrag der deutschen Regierung nach Sylt.

Eine Spanholzkiste mit 25 Pazifischen Austern aus Sylter Produktion kostet 35 Euro plus 29 Euro Versandkosten. »Reich werden wir damit nicht«, sagt Bine Pöhner, die Geschäftsführerin der einzigen deutschen Austernfarm. Pöhner geht ebenso wie Karsten Reise beruflich ins Watt, aber in eine andere Richtung: von List aus nach Südosten. Dort werden bei ablaufendem Wasser Gestänge sichtbar, auf denen flache, wasserdurchlässige Netztaschen liegen, sogenannte poches (französisch für Taschen). Jede ist mit einigen Dutzend Austern gefüllt. Rund eine Million Exemplare verkauft Pöhner im Jahr an Feinkostläden, Privatleute und Restaurants. Das Geschäft gehört sagt Thomas Neudecker, »nach Paris-Run-

Clemens Dittmeyer, dessen Vater Rolf einst mit Orangensaft reich wurde.

Pöhner hat einem Besuch der Farm unter der Bedingung zugestimmt, dass man nichts Schlechtes über den Betrieb schreibt. Er wird seit Jahren von Naturschützern angefeindet und von der Umweltorganisation WWF für die Austernplage mit verantwortlich gemacht. Pöhner ist auf den WWF nicht gut zu sprechen: »Das ist eine Hure, die mit Edeka und Rewe ins Bett geht.« Sie kennt auch Karsten Reise, schließlich wohnt der gleich um die Ecke. Er solle in seinen Vorträgen nicht von den »Aliens« der Nordsee sprechen, habe sie ihm gesagt, und nun feuert sie noch eine Salve von Argumenten hinterher, um die Pazifische Auster in Schutz zu nehmen. »Rassismus war doch mal abgeschafft«, sagt sie. Und: »In Wasser und Luft gibt es keine Grenzen.« Und: »Die Türken, die früher als Gastarbeiter kamen, sind heute doch auch Deutsche.« Die Türken sind in diesem Vergleich die Austern.

Austern anzubauen ist eine Plackerei, die in Dittmeyers Austern-Compagnie von Bine Pöhner und fünf Angestellten erledigt wird, Deutschlands wohl kleinster Berufsgruppe. Die poches mit den Muscheln wiegen 15 Kilo und mehr, insgesamt sind es mehr als 150 Tonnen, die immer wieder bewegt werden müssen. Im November werden sie in die Halle transportiert und in Meerwasserbecken gelagert, weil Eisschollen und Stürme die Gestelle im Watt sonst zerstören könnten. Im April kommen sie wieder ins Freie. Bei jedem Wetter müssen die Züchter nach dem Rechten sehen, auch nach Touristen, die sich bei Niedrigwasser schon mal selbst bedienen.

Bine Pöhner steht bis zu den Knien im Wasser, eine freundliche Geschäftsfrau in Anglerhose, die von sich sagt, sie sei im Herzen selbst eine Grüne. Ist das nun der egoistische Homo sapiens, vor dem Edward Wilson gewarnt hat? »Die Pazifische Auster war vor uns da«, sagt Pöhner. »Wir haben die nicht nach Deutschland geholt.«

Wer war es dann? Karsten Reise hat einen DNA-Test gemacht und festgestellt: Die Austern vor Sylt sind mit den Austern der Farm genetisch identisch. Er hat auch einen Namen genannt: Thomas Neudecker, ein Vorgänger von Bine Pöhner. Der hat sie geholt. Mit Steuergeldern.

»Wir wollten in die Höhle des Löwen«,





gis.« Rungis ist der größte Umschlagplatz für Lebensmittel weltweit, und Neudecker wollte dort Austern aus Deutschland verkaufen und reich werden. Es hat nicht geklappt, und deshalb sitzt er nun im Café Paris in der Hamburger Innenstadt und erzählt die Geschichte seines Scheiterns. Neudecker trägt eine rote Cordhose und einen blauen Blazer mit goldfarbenen Knöpfen, im Revers eine Anstecknadel vom Lions Club. Alles sehr hanseatisch, bis auf die Tatsache vielleicht, dass er von »Tintenpissern« spricht, wenn es um Büroangestellte geht. Er war selbst mal ein Tintenpisser, und die Austern waren sein Ausstiegsplan.

Thomas Neudecker hat in Göttingen Biologie studiert, wie Karsten Reise, aber er hatte einen anderen Zugang zur Natur. Als Junge schoss Thomas Neudecker mit einem Luftgewehr auf Spatzen, später machte er den Jagdschein, und dann arbeitete er in der Bundesforschungsanstalt für Fischerei. Die Behörde gehört zum Bundeslandwirtschaftsministerium und soll die Fischindustrie un-

terstützen. Ende der siebziger Jahre, erzählt Neudecker, hätten seine Chefs die Idee mit der Auster gehabt. An der Nordsee hatten Fischer jahrhundertelang die Europäische Auster geerntet – sie hat runde Schalen und ist viel kleiner als ihre japanische Schwester. Durch Krankheit und Überfischung war die Art seit 1950 fast ausgestorben. Könnte man das Gewerbe mit der Pazifischen Auster wiederbeleben? Das war die Hoffnung.

Neudecker war damals auf Karpfen spezialisiert, hatte aber Talent, also durfte er die Austern betreuen. Er besorgte Pazifische Babyaustern aus Schottland und experimentierte mit ihnen an der Ostsee. Er war nun der Austern-Tom. Doch die Ostsee war nicht salzig genug, die Tiere starben. Nach ein paar Jahren packte er die Ausrüstung in einen Lkw und fuhr quer durchs Land nach Sylt, wo er ein Labor des AWI benutzen durfte. In der Nordsee fühlten die Muscheln sich wohl. Neudecker lernte den Orangensaft-Unternehmer Rolf Dittmeyer kennen und überzeugte ihn von seinem Plan. Ditt-

meyer gründete 1986 die Austern-Compagnie und pachtete ein Stück Wattenmeer vom Land Schleswig-Holstein. Austern-Tom ließ sich beurlauben. »Sylter Royal« nannten sie die Muscheln.

Dann kam der Sommer, und das Watt wurde wärmer. Mit jeder Flut erreichte ein Schwall warmes Meerwasser die Netztaschen. Durch Botenstoffe gesteuert, laichen die Tiere synchron, Neudecker nennt das »Gruppensex hoch drei«. Ihm dämmerte, dass das Wattenmeer für die Pazifische Auster in Wahrheit das Paradies ist. Jede Auster kann im Sommer eine Million Larven produzieren. »Dittmeyers Austern-Compagnie wurde zur Keimzelle für die Besiedlung des Wattenmeers«, sagt er, »und ich war daran beteiligt.« Vielleicht stammten die ersten wilden Austern auch aus Neudeckers anderen Forschungsanlagen vor Sylt, so genau kann man es nicht mehr sagen.

sich wohl. Neudecker lernte den Orangensaft-Unternehmer Rolf Dittmeyer kennen und überzeugte ihn von seinem Plan. DittDie wäre so oder so gekommen, glaubt er, denn auch von Frankreich und den Niederlanden aus breitete sich die Art aus. »Unser Forschungsprogramm hat den Zeitpunkt nur um ein paar Jahre nach vorne verlegt.« Reich wurde Neudecker trotzdem nicht. Er hatte andere Vorstellungen als Dittmeyer, ging zurück an die Bundesforschungsanstalt und widmete sich den Krabben. Aus Austern-Tom wurde der Krabbenpapst.

Am Nebentisch im Café Paris serviert die Kellnerin sechs Austern für 19,50 Euro. »Geil, mit Vinaigrette«, sagt Neudecker. Es sind französische Muscheln.

Thomas Neudecker ist pensioniert, aber noch als Berater aktiv. Und im Juni begleitet er Touristen auf der *MS Bremen* als Leibwächter. Wenn ihnen auf Spitzbergen ein Eisbär zu nahe kommt, muss er notfalls sein Großkalibergewehr anlegen.

Der Mensch ist der Boss. Er entscheidet über Leben und Tod anderer Spezies, er verschleppt Tiere und Pflanzen quer über den Globus, er beeinflusst das Klima, die Ozeane, die Evolution, und vielleicht setzt er nun ein neues Massensterben in Gang. Die Forscher der Zukunft, wenn es sie geben wird, werden Spuren davon in Gesteinsschichten finden. Deshalb wollen Geologen die gegenwärtige Epoche der Erdgeschichte "Anthropozän" taufen (von *ánthropos*, Mensch). Als Starttermin diskutieren sie die Eroberung der amerikanischen Kontinente durch die Europäer um 1500.

Die Isolation der Kontinente und Inseln hat einst die Evolution von Millionen Arten ermöglicht, doch im Anthropozän rücken die Kontinente wieder zusammen. »Jeden Tag werden allein in den Ballastwassertanks von Seeschiffen schätzungsweise zehntausend verschiedene Spezies um die Welt transportiert«, schreibt Elizabeth Kolbert in ihrem soeben erschienenen Buch Das sechste Sterben. »So kann ein einziger Supertanker (oder auch ein Passagierflugzeug) Jahrmillionen geographischer Trennung zunichtemachen.« Für die Arten entsteht ein neues Pangäa, ein Superkontinent wie vor 200 Millionen Jahren. Davon profitieren die Generalisten unter den Arten, die mit unterschiedlichen Umweltbedingungen am besten zurechtkommen.

Die Pazifische Auster ist so ein Generalist. Anfangs eroberte sie das Wattenmeer fast unbemerkt. Bis Mitte der neunziger Jahre zählte Karsten Reise vor Sylt weniger

als zehn Exemplare pro Quadratmeter. In den nuller Jahren vermehrten sich die Muscheln explosionsartig, 2007 waren es 1800 Exemplare pro Quadratmeter, sie wuchsen nun in Schichten. Dann kamen drei harte Winter, in denen Eisschollen die Riffe abhobelten, nun nimmt die Zahl wieder zu. Invasive Arten eroberten ihre neue Welt stets nach demselben Muster, sagt Reise. Es fange langsam an, dann komme der Boom, dann der Einbruch. Und dann pendele sich die Population ein. Auf welchem Niveau, das wisse vorher niemand.

französische Muscheln.

Thomas Neudecker ist pensioniert, noch als Berater aktiv. Und im Juni benoch als Berater aktiv.

Die große Frage ist, ob der Mensch dem Artensterben am Ende selbst zum Opfer fallen wird

Natur wollen wir schützen? Und darf man die eine Natur töten, um die andere zu bewahren? »Natur ist fast überall, aber eines ist sie nicht: ursprünglich«, schreibt Emma Marris in Rambunctious Gardens, einem Buch über die Zwickmühlen der Naturschutzbewegung. »Seit Jahrtausenden verändert der Mensch die Landschaften, die er bewohnt, und heute ist unsere Reichweite global.« Die Sandklaffmuschel wurde vor tausend Jahren von den Wikingern mitgebracht. Heute gilt sie als einheimische Art, weil sie noch vor Kolumbus' Zeiten kam. »Wir sollten die romantische Vorstellung von der unberührten Wildnis aufgeben«, meint Marris, »zugunsten der differenzierteren Vorstellung eines globalen, halbwilden Gartens, der von uns gepflegt wird.«

Selbst die Naturschutzorganisation WWF hat sich von der Wildnis in ihrem Namen verabschiedet und heißt hierzulande nicht mehr World Wildlife Fund, sondern World Wide Fund for Nature. Im Wattenmeer ziehen WWF-Mitarbeiter auch schon mal sehr unnatürliche Zäune um Vogelnester, um den Fuchs abzuwehren. Naturschutz hängt eben auch davon ab, welche Arten der Mensch sympathisch findet.

»Heile Natur gibt es nicht«, sagt Karsten Reise, »auch keine Natur im Gleichgewicht.« Am Abend sitzt er in einem Lister

Restaurant und bestellt Kabeljau in Senfsoße. Früher hat er mal versucht, ganze Ökosysteme auf dem Computer zu simulieren. Heute hält er das für Zeitverschwendung. Im Wattenmeer gibt es rund 1000 mit bloßem Auge erkennbare Arten, davon 120 eingeschleppte, von denen sechs zur Plage wurden, darunter die Pazifische Auster. »So ein System kann man nicht berechnen wie die Bahn der Planeten«, sagt er. Zu viele Zufälle. Niemand kann vorhersehen, wie sehr eine invasive Art ein Ökosystem durcheinanderbringt. Karsten Reise hat die Pazifische Auster unterschätzt.

Deshalb wagt er auch keine Vorhersagen, ob der Mensch dem Artensterben am Ende selbst zum Opfer fallen wird, wie Edward Wilson befürchtet. Er kann darüber nur spekulieren, kommt aber zu demselben Schluss wie Wilson: Auf dieses Großexperiment sollte man es nicht ankommen lassen. Und das heißt, die Globalisierung der Arten zu verhindern, wo es geht.

Tatsächlich hätte es die Pazifische Auster heute schwerer, nach Deutschland zu kommen. Der WWF hat vor Gericht durchgesetzt, dass Muschelfischer keine Babymuscheln mehr ins Watt importieren dürfen. Die Internationale Seeschifffahrts-Organisation hat ein Abkommen auf den Weg gebracht, das großen Schiffen die Filterung ihres Ballastwassers vorschreibt. Die Europäische Union hat die Abwehr invasiver Arten weit oben auf ihre Prioritätenliste gesetzt, und ein staatliches Austernaufforstungsprogramm wäre heute undenkbar. Die Bundesregierung will künftig sogar gegen eingeschleppte Arten mobilmachen, sobald erste Exemplare gesichtet sind. Welche Arten zur Bekämpfung freigegeben werden, wird im Einzelfall diskutiert.

Die Pazifische Auster wird wohl nicht auf der Abschussliste stehen. Denn die werden wir nicht mehr los. Karsten Reise wäre kein Forscher, wenn er nicht trotzdem überschlagen hätte, wie man die Auster wieder aus dem Watt vertreibt: Jedes Jahr kommen zehn Millionen Übernachtungsgäste an die Küste. Wenn jeder von ihnen mit zwei Eimern Austern nach Hause ginge, hätte man vielleicht eine Chance.

Max Rauner leistete auf Sylt einen symbolischen Beitrag zur Bekämpfung der Austernplage: Er bestellte im Bistro eine wilde Auster für 5,50 Euro, zerteilte sie in vier Stücke und aß sie auf.